

SIMENON

Maigret

Maigret
hat Angst



KAMPA

»Bestimmt nicht!«

»Auch nicht privat?«

»Nein.«

»Sind Sie nicht neugierig?«

»Nein.«

»Glauben Sie auch, dass es ein Irrer war?«

Chabot und Doktor Vernoux, die zugehört hatten, blickten sich an. Wieder erweckten sie den Anschein, dass sie zum selben Clan gehören und einander ohne Worte verstanden.

Das ist nicht ungewöhnlich. Das gibt es überall. Dennoch hatte Maigret den inneren Zusammenhalt einer Sippschaft selten so eindrücklich verspürt. Natürlich gibt es in jeder Kleinstadt Honoratioren, die sich umständehalber mehrmals täglich begegnen, und sei es nur auf der Straße. Daneben gibt es die anderen, wie jene zum Beispiel, die in der Gruppe etwas abseits standen und nicht gerade zufrieden wirkten.

Ohne dass der Kommissar ihn etwas gefragt hatte, berichtete ihm Inspektor Chabiron:

»Wir sind zu zweit gekommen. Aber Levrass, der mich begleitet hatte, musste heute früh fort, da seine Frau jeden Augenblick ein Baby erwartet. Ich tue mein Möglichstes. Ich gehe die Sache von allen Seiten an. Aber um jene Leute da zum Sprechen zu bringen ...«

Es war die erste Gruppe, die der Honoratioren, auf die er mit dem Kinn deutete. Seine Sympathie galt sichtlich der anderen.

»Der Polizeikommissar tut auch sein Möglichstes. Er verfügt aber nur über vier Polizisten. Sie haben den ganzen Tag gearbeitet. Wie viele sind im Augenblick auf Streife, Féron?«

»Drei.«

Wie um diese Worte zu bestätigen, hielt vor dem Bürgersteig ein Polizist auf seinem Fahrrad an und schüttelte sich den Regen von den Schultern.

»Nichts?«

»Ich habe die Personalien von einem halben Dutzend Personen, die mir begegnet sind, aufgenommen. Ich gebe Ihnen die Liste. Sie hatten alle einen stichhaltigen Grund, sich auf der Straße aufzuhalten.«

»Kommst du noch einen Augenblick mit zu mir?«, fragte Chabot.

Maigret zögerte. Wenn, dann nur, weil es ihn danach verlangte, etwas zu trinken, um sich aufzuwärmen. Im Hotel hätte er wohl kaum noch etwas

bekommen.

»Ich begleite Sie«, sagte Doktor Vernoux. »Falls es Sie nicht stört.«

»Keineswegs.«

Diesmal hatten sie den Wind im Rücken und konnten sich unterhalten. Der Krankenwagen war mit der Leiche abgefahren, und man sah seine roten Rücklichter in Richtung der Place Viète verschwinden.

»Ich habe euch einander noch gar nicht richtig vorgestellt. Vernoux ist der Sohn von Hubert Vernoux, dem du im Zug begegnet bist. Er hat Medizin studiert, praktiziert aber nicht und interessiert sich vor allem für die Forschung.«

»Forschung«, protestierte der Arzt verhalten.

»Er war zwei Jahre Assistenzarzt im Krankenhaus Sainte-Anne, begeistert sich leidenschaftlich für Psychiatrie und begibt sich zwei- oder dreimal die Woche in die Nervenklinik in Niort.«

»Glauben Sie, dass die drei Verbrechen von einem Geisteskranken begangen worden sind?«, fragte Maigret mehr aus Höflichkeit.

Das, was man soeben erzählt hatte, machte ihm Vernoux nicht eben sympathischer, Maigret mochte keine Amateure.

»Das ist ziemlich wahrscheinlich, wenn nicht sicher.«

»Kennen Sie Geisteskranke in Fontenay?«

»Es gibt überall welche, aber man erkennt sie immer erst, wenn es zu einem Anfall kommt.«

»Eine Frau könnte es wohl nicht gewesen sein?«

»Warum nicht?«

»Weil die Schläge jedes Mal mit großer Wucht versetzt worden sind. Es ist nicht leicht, jemanden mit nur einem Schlag zu töten, und das in drei Fällen.«

»Nun, erstens sind viele Frauen genauso kräftig wie Männer. Und zweitens, wenn es sich um Geisteskranke handelt ...«

Schon waren sie an Chabots Haus angelangt.

»Haben wir noch etwas zu besprechen, Vernoux?«

»Im Augenblick nicht.«

»Sehe ich Sie morgen?«

»Höchstwahrscheinlich.«

Chabot holte den Schlüssel aus seiner Tasche. Im Flur schüttelten sie ihre Mäntel aus und hinterließen überall auf den Fliesen kleine Rinnsale. Die

beiden Frauen, die Mutter und das Dienstmädchen, warteten in einem kleinen Salon, der nur gedämpft beleuchtet war und auf die Straße ging.

»Du kannst dich schlafen legen, Maman. Es gibt heute Abend nichts weiter zu tun. Ich muss nur noch die Gendarmerie bitten, alle verfügbaren Männer auf Streife zu schicken.«

Endlich entschloss sie sich dazu hinaufzugehen.

»Ich bin wirklich gekränkt, Jules, dass Sie nicht bei uns wohnen.«

»Ich verspreche Ihnen: Wenn ich länger als einen Tag bleibe, woran ich aber zweifle, werde ich Sie um Ihre Gastfreundschaft bitten.«

Sie traten wieder ein in die Stille des Arbeitszimmers, wo die Cognacflasche noch an ihrem Platz stand. Maigret schenkte sich ein und lehnte sich, mit dem Glas in der Hand, an den Kaminsims.

Er spürte, dass Chabot nicht wohl zumute war und dass er ihn deshalb zu sich gelotst hatte. Zunächst telefonierte der Richter mit der Gendarmerie.

»Sind Sie es, Leutnant? Haben Sie schon geschlafen? Es tut mir sehr leid, dass ich Sie um diese Stunde behelligen muss ...«

Eine Uhr mit goldenem Zifferblatt, auf dem die Zeiger nur schwer zu erkennen waren, zeigte halb zwölf.

»Wieder einer, ja ... Gobillard ... Auf der Straße diesmal ... Und von vorn, ja ... Man hat ihn schon in die Leichenhalle gebracht ... Jussieux wird gerade dabei sein, die Autopsie vorzunehmen, aber sie wird uns wohl kaum neue Erkenntnisse bescheren ... Haben Sie ein paar Männer bei der Hand? ... Ich glaube, es wäre gut, wenn Sie sie auf Streife durch die Stadt schickten, nicht die ganze Nacht, ab morgen in aller Frühe, um die Bevölkerung zu beruhigen ... Verstehen Sie? ... Ja ... Ich habe das vorhin auch gespürt ... Danke, Leutnant.«

Er legte auf und murmelte:

»Ein charmanter Bursche, der in Saumur ...« Er schien sich der Bedeutung seiner Worte bewusst zu werden – schon wieder diese Cliquenwirtschaft! –, und er errötete leicht.

»Wie du siehst, tue ich, was ich kann. Dennoch muss es dir naiv erscheinen. Du hast wahrscheinlich den Eindruck, wir schießen mit Holzgewehren. Aber wir verfügen nun einmal nicht über so eine Organisation wie du sie aus Paris kennst. Wegen der Fingerabdrücke zum Beispiel muss ich jedes Mal einen Sachverständigen aus Poitiers kommen lassen. Und so ist es mit allem. Die hiesige Polizei befasst sich vornehmlich

mit kleineren Delikten und nicht mit schweren Verbrechen, und die Inspektoren aus Poitiers kennen die Leute von Fontenay nicht ...«

Nach einer Pause fuhr er fort:

»Ich hätte weiß Gott etwas darum gegeben, nicht drei Jahre vor meiner Pensionierung noch so einen Fall wie diesen am Hals zu haben. Übrigens, wir sind ja ungefähr gleich alt. In drei Jahren wirst du auch ...«

»Ja, ich auch.«

»Hast du schon Pläne?«

»Ich habe mir ein kleines Haus auf dem Land, am Ufer der Loire, gekauft.«

»Du wirst dich da langweilen.«

»Langweilst du dich hier?«

»Das ist nicht dasselbe. Ich bin hier geboren. Mein Vater ist hier geboren. Ich kenne hier jeden.«

»Die Leute scheinen nicht sehr zufrieden zu sein.«

»Du bist kaum da und hast es schon bemerkt? Ja, das stimmt. Aber ich glaube, das war unabwendbar. Ein Verbrechen, das ging ja noch. Zumal das erste.«

»Warum?«

»Weil es Robert de Courçon getroffen hat.«

»War er nicht beliebt?«

Der Richter antwortete nicht gleich. Er suchte offenbar nach den richtigen Worten.

»In Wirklichkeit kannten ihn die Leute kaum, eigentlich nur vom Sehen.«

»War er verheiratet? Hatte er Kinder?«

»Ein alter Junggeselle. Ein Original, aber ein patenter Kerl. Wäre nur er ermordet worden, hätte das die Leute ziemlich gleichgültig gelassen. Das Verbrechen hätte, wie so üblich, eine kleine Welle der Entrüstung ausgelöst, mehr nicht. Aber dann hat es Schlag auf Schlag die alte Gibon und Gobillard getroffen. Ich erwarte morgen ...«

»Es hat schon begonnen.«

»Was?«

»Die Gruppe, die abseits stand, einfache Leute, vermute ich, und jene, die aus dem Café de la Poste gekommen sind, schienen sich eher feindselig gegenüberzustehen ...«

»So eindeutig ist es nicht. Dennoch ...«

»Ist die Stadt politisch links?«

»Ja und nein. Aber das ist es im Grunde auch nicht.«

»Mag man die Vernoux' nicht?«

»Hat man dir das erzählt?«

Um Zeit zu gewinnen, fragte Chabot:

»Warum setzt du dich denn nicht? Noch einen Cognac? Ich will versuchen, es dir zu erklären. Das ist nicht ganz leicht. Du kennst die Vendée, wenn auch nur vom Hörensagen. Lange Zeit waren diejenigen, die von sich reden machten, die Schlossbesitzer, die Grafen, Barone und die kleinen Adligen. Sie blieben unter sich und bildeten eine geschlossene Gesellschaft. Es gibt sie nach wie vor, aber sie haben fast alle ihr Vermögen verloren und zählen kaum noch etwas. Einige unter ihnen treten weiterhin herrschaftlich auf und ernten mitleidige Blicke. Verstehst du?«

»Das ist überall auf dem Land so.«

»Jetzt haben die anderen ihren Platz eingenommen.«

»Vernoux?«

»Du hast ihn ja gesehen. Nun rate mal, was sein Vater war.«

»Ich habe nicht den blassesten Schimmer. Wie soll ich ...«

»Viehhändler. Und der Großvater war Bauernknecht. Vernoux' Vater kaufte in der Gegend Vieh auf und trieb es in Herden über die Straßen nach Paris. Er hat viel Geld verdient. Es war ein widerlicher Kerl, immer halb betrunken. Er ist übrigens im Delirium tremens gestorben. Sein Sohn ...«

»Hubert? Der aus dem Zug?«

»Ja. Er ist aufs Gymnasium gegangen und hat, glaube ich, auch ein Jahr studiert. Der Vater hat gegen Ende seines Lebens nicht nur Vieh, sondern auch Bauernhöfe und Grundstücke gekauft, und sein Sohn Hubert hat das Geschäft fortgeführt.«

»Er ist also Grundstücksmakler.«

»Ja. Er hat seine Büros in der Nähe des Bahnhofs, in dem großen Haus aus Quadersteinen, dort hat er vor seiner Hochzeit gewohnt.«

»Hat er eine Dame vom Schloss geheiratet?«

»Teils ja, teils nein. Es war eine Courçon. Interessiert dich das?«

»Natürlich!«

»Du wirst dir dadurch eine genauere Vorstellung von der Stadt machen können. Die Courçons hießen in Wirklichkeit Courçon-Lagrange. Ursprünglich sogar nur Lagrange. Sie haben ihrem Namen das Courçon hinzugefügt, als sie vor drei oder vier Generationen das Schloss Courçon